

Jonathan Evison

Alles über Lulu

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Brigitte Jakobeit

Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2011

Titel der amerikanischen Originalausgabe: All About Lulu

Die amerikanische Ausgabe erschien bei Soft Skull Press

© 2008 by Jonathan Evison

Aus dem amerikanischen Englisch von Brigitte Jakobeit

© 2011, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln, nach einer Idee von Edwin Tse

Umschlagmotiv: © Edwin Tse

Autorenfoto: © Keith Brofsky

Gesetzt aus der Seria

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04333-4

Die ganze Welt besteht aus Fleisch

Zuerst erzähle ich euch den ganzen David-Copperfield-Mist, und ich denke nicht daran, mich dafür zu entschuldigen, nicht für einen Absatz. Und wenn es euch nicht interessiert, wie ich die Zukunft sah oder wie ich erkennen musste, dass die größte Wahrheit in meinem Leben eine Lüge war, oder wie meine Abscheu vor Hotdogs mir einen 84er RX-7 und ein neues Selbstbewusstsein bescherte, dann tut euch den Gefallen und hört jetzt einfach auf.

Ich heiße William Miller jr., und mein Vater ist Big Bill Miller, der Bodybuilder. Es sagt vielleicht schon einiges, dass ich nie Little Bill oder gar Little Big Bill genannt wurde, sondern immer nur William oder Will. Ich trage das meinem Alten nicht nach. Manchmal fällt der Apfel eben weit vom Stamm, und gelegentlich rollt er dann den Berg runter und in den Bach, und bisweilen wird er sogar stromabwärts gespült oder gerät in einen Strudel.

Meine jüngeren Brüder Doug und Ross sind eineiige Zwillinge. Sie sind nah am Stamm geblieben und Spiegelbilder von Big Bill: die Adlernase, die blauen Augen, das schwülstige Lächeln. Und wie ihr Vater sind sie Bodybuilder – unermüdliche Selbstverbesserer, die nach körperlicher Perfektion streben. Ganz anders ich. Wenn ich überhaupt jemandem ähnlich sehe, dann meiner Mutter.

Trotz meiner Stellung als völlig unathletischer 50-Kilo-Schwächling bin ich unumstrittener Experte auf dem Gebiet des Bodybuilding. Ich bin in Fitnessstudios groß geworden, vorwiegend im alten Gold's Gym in Venice und im World Gym in Santa Monica, nur wenige Minuten vom Muscle Beach entfernt, an dem mein Vater seine Jugend verbrachte. Ich kenne die Muskelgruppen, die Trainingspläne, die Sprache, die Posen. Ich weiß sogar, wer 1979 den Mr. Olympia oder 1983 den Mr. Universe gewann, denn ich war dabei. Ich kenne mich aus mit tollen Bauchmuskeln (Frank Zane), Waden (Chris Dickerson), Trapezmuskeln, Brustmuskeln oder Schultermuskeln. Ich kenne den ätzenden Geruch schweißgetränkter Gummimatten, das eiserne Scheppern zusammenstoßender Gewichte, das leichte Brennen, wenn verschwitzte Rückenhaut sich von Kunststoff löst, das Hieven und Grunzen und Brustklopfen. Aber nichts von alledem reizt mich im Geringsten.

Meine frühesten Erinnerungen beziehen sich auf Fleisch. Auf riesige Lammkeulen, die in Seen von gehärtetem Fett steckten. Gigantische Wurstknäuel, gefüllt mit einem undefinierbaren tierischen Konzentrat, das im Licht des Kühlschranks orange leuchtete. Meine kleinen Brüder verzehrten schon Fleisch, bevor sie Zähne hatten. Es war normal, wenn sie mit verschmiertem Gesicht und offenem Mund in Pampers durchs Haus tapsten und an Hähnchenschenkeln oder kalten Hotdogs lutschten wie andere Kinder an Schnullern.

Ich wurde 1974, im Alter von sieben Jahren, zum Vegetarier. Mein Vater war außer sich.

»Wie kannst du nur kein Fleisch essen? Die ganze Welt besteht aus Fleisch! Vögel, Hunde, Katzen, alle bestehen aus Fleisch! Sogar Fische!«

»Wenn das so ist«, sagte meine Mutter, »hast du sicher nichts dagegen, wenn es zum Abendessen Katze gibt.«

Meine Mutter konnte mit Big Bill umgehen. Es war nicht so, dass sie ihn überlistete – das hätte ich auch gekonnt –, es war eher die Art, wie sie ihn überlistete, die Art, wie sie alles anging, als würde sie mit dem Leben tanzen und ihm die Führung überlassen; sie folgte dem Leben Schritt für Schritt, nur rückwärts und in Stöckelschuhen. Nichts konnte ihrer Ausgewogenheit etwas anhaben oder sie aus dem Gleichgewicht bringen. Sie nahm an, was auf sie zukam.

Noch Wochen nach meinem erklärten Vegetarismus bestand Big Bill darauf, mir Fleisch auf den Teller zu häufen.

»Das ist kein Fleisch, sondern Wurst.«

Er klatschte es auf meinen Kartoffelbrei, legte es auf meine Götterspeise, aber ich rührte es nie an. Wenn ich eine Eigenschaft von Big Bill geerbt hatte, dann seine Sturheit. Und so ernährte ich mich fast ausschließlich von Kartoffelbrei aus der Tüte. Als Big Bill mir diese Eigenheit verzieh, ging er dazu über, mich deshalb zu ärgern. Er neckte mich mit Schweinekoteletts und haute mir beim Essen mit Bratwurst auf den Kopf.

»Du bist, was du isst.«

»Verstehe, Bill«, sagte meine Mutter und zwinkerte mir zu. »Wär's dir lieber, du hättest eine Bratwurst als Sohn?«

Mein Vater war kein schlechter Kerl, er hatte nur eine niedrige Toleranzschwelle für Schwächen. Einmal beobachteten Big Bill und ich in der Einfahrt vor unserem Haus in Pico einen Vogel mit einem verletzten Flügel, der im Halbkreis trippelte und flatterte und vergeblich mit seinem guten Flügel schlug.

»Was ist denn mit ihm los?«

»Schwer zu sagen. Wahrscheinlich irgendwas mit dem Flügel.«

Während ich beobachtete, wie sich das kleine Wesen ohne

sichtlichen Erfolg abmühte, erfasste mich zum ersten Mal eine Verzweiflung, die sich deutlich von meiner Person trennen ließ. Konnte der Vogel denn nicht begreifen, wie vergeblich sein Bemühen war? Konnte er sich nicht mit der kalten, harten Tatsache abfinden, dass er keine Zukunft hatte, dass er verdammt, gestrandet, am Ende war? Die Antwort lautete offenbar nein. Irgendwann gab der Vogel erschöpft und verwirrt auf. Seine kleinen Augen wurden schwarz wie Obsidiane, als dringe kein Licht mehr zu ihnen durch.

»Was ist passiert?«

»Hat eingesehen, dass es nichts bringt. Sie ist fertig.«

»Woher weißt du, dass es eine Sie ist?«

»Weiß ich gar nicht.«

Danach bewegte sich der Vogel kaum noch. Er stand nur wie benommen da, eine um die andere Minute, als würde er stehend schlafen oder als hätte er beschlossen, sich nie wieder zu rühren. Aber ich wusste, dass hinter den glänzenden schwarzen Augen noch Leben war, denn ich konnte seinen schwachen Pulsschlag in mir spüren wie meinen eigenen, und ich konnte sehen, wie sich seine winzige Brust manchmal unter den Kielfedern krampfartig aufblähte, als wollte er sich übergeben. Ich kann nur sagen, mir war die Hilflosigkeit dieses Vogels nicht neu.

»Was können wir tun?«

Big Bill stupste den kleinen Vogel mit der Spitze seines Turnschuhs an. Er rührte sich nicht. »Nicht besonders viel.«

Das Letzte, was dieser Vogel sah, oder vielleicht sah er es schon gar nicht mehr, war Big Bills scharfes Schaufelblatt. Es floss nicht viel Blut. Es gab auch nicht besonders viel zu sehen. Der Vogel war nur platter und irgendwie verdreht, und hinter den schwarzen Augen war nun definitiv kein Leben mehr. Big Bill kratzte die Reste zusammen und warf sie an den Randstein. Das Leben wirkte zerbrechlich und

bedeutungslos zugleich, wenn man es mit einer Schaufel zerstörte.

Aber Krebs schlägt anders zu als eine Schaufel. Während Big Bill seinen Rumpf weiterhin auf Weltklasseproportionen trainierte, begann der Krebs meine Mutter zu zerfressen. Er traf uns an einem verregneten Nachmittag wie ein grässlicher Blitz. Sie kam vom Arzt nach Hause und stand bis tief in die Nacht am Fenster. Big Bill ließ abends das tiefgefrorene Hähnchen verbrennen.

In der Nacht tappte ich die Treppe hinunter ins Wohnzimmer, wo sie immer noch auf ihrem Posten am Fenster stand. Vorsichtig näherte ich mich ihr in der schrecklichen Stille. Sie zog mich rasch an sich. Ich umklammerte ihre Taille, dann fuhr sie mir mit den Fingern durchs Haar, während sie aus dem Fenster in die Dunkelheit starrte.

Einen Monat später gewöhnte sie sich an, eine blaue Strickmütze zu tragen.

Fast zwei Jahre lang kämpfte sie, ohne nachzulassen. Der Krebs begnügte sich nicht damit, sie schnell hinwegzuraffen; er wollte sie in Stücken. Er nahm ihre linke Brust, dann die rechte. Er verwandelte ihre Haut in Pergament. Sie wurde so zerbrechlich und dünn, dass ich Angst hatte, ich könnte sie zerdrücken. Aber wenn jemand anmutig sterben konnte, dann gelang es meiner Mutter. Der Krebs konnte sie in Stücke schneiden und ihr die Haare nehmen, aber hässlich machen konnte er sie nicht.

Ihre letzten Monate waren ein einziger Durchhaltetest. Völlig benommen verbrachte sie ungezählte Stunden vor dem Fernseher und sah sich Serien wie Barney Miller und Fred Sanford an. Der Sandmann war immer nur einen langsamen Tropfen entfernt. Aber ich entsinne mich an ihre Stimme in den luziden Momenten, wenn der Nebel verbrannte: Sie schien nicht aus ihrem Körper zu kommen,

sondern aus der Vergangenheit. Und ich entsinne mich an einen gewissen Stolz, dass sie mit mir wie mit einem Erwachsenen sprach.

»Weißt du noch, als du ganz klein warst, William?«

»Nicht wirklich.«

Sie lächelte. »Natürlich nicht. Aber irgendwie dachte ich, du weißt es noch, irgendwie warst du anders. So als wüsstest du schon etwas, William, als hättest du etwas mit auf die Welt gebracht. Spürst du das nicht manchmal?«

»Ich glaube nicht. Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Du hast dich nie so richtig wie ein Baby verhalten. Im Gegensatz zu Ross und Doug.«

In meinem fast achtjährigen Verstand hatte der Zustand des Kindseins etwas zutiefst Unehrenhaftes an sich, und so fasste ich die Bemerkung meiner Mutter als hohes Lob auf. Heute sehe ich das anders.

»Du warst ein sehr ernstes Kind. Du hast fast nie Umstände gemacht. Manchmal bin ich mitten in der Nacht aufgestanden, um nach dir zu sehen, und dann hast du wach in deinem Kinderbett gelegen, rundum zufrieden, und hast den bunten Fisch über dir angestarrt.«

Ich entsinne mich noch gut an den bunten Fisch und das Versprechen einer materiellen Welt, die sich ohne Überraschungen langsam gegen den Uhrzeigersinn drehte.

»Du warst kein bedürftiges Kind, William. Aber ich war eine ziemlich bedürftige Mutter. Ich konnte dich nämlich nicht auf dem Rücken liegen und zufrieden sein lassen, unmöglich. Ich musste dich immer hochheben und im Arm halten. Du warst wie zum Halten geschaffen, William. Und du hast nie Umstände gemacht, Gott segne dich.«

Mir tut der Kiefer weh, wenn ich daran denke, wie es sich wohl angefühlt hat, von der Zuneigung eines anderen endgültig und vollkommen aufgesogen und wie etwas Wertvol-

les umhäschtelt zu werden. Doch aus welchem Grund auch immer, das Gefühl ist nicht von Dauer.

»Warum vergessen wir?«, fragte ich sie.

»Ich glaube nicht, dass wir vergessen, Schatz. Ich glaube, wir können uns nur schwer erinnern.«

Ich nicht. Ich erinnere mich an alles. Jede Einzelheit ist mit grausamer Genauigkeit erhalten. Und wenn es etwas gibt, das mir verhasster ist als Fitnessstudios, etwas, das ich noch mehr verabscheue als schweißtreibendes Training, dann sind es Krankenhäuser und die großen bunten LEGO-Steine im Wartezimmer, die Pop-up-Bücher und Fischaquarien, das Cafeteria-Essen und die Clipboards und die Kittel und der chemische Geruch in der toten Luft. All das trage ich immer bei mir.

Der Tod meiner Mutter glich fast einer Krönung. Es folgte eine Prozession von Karten, Blumen und Eintöpfen. Der Kartenstapel wurde immer höher, die Blumen verwelkten, und wir saßen jeden Abend zu viert mit starrem Blick am Küchentisch, das einzige Geräusch das elende Summen der Deckenlampe.

»Wann gibt es mal was anderes als blöden Eintopf?«

»Genau, das Essen von anderen Leuten ist eklig. Überall ist so pilziges Schleimzeug drin. Wann essen wir mal wieder was Eigenes?«

»Sei still«, sagte ich.

»Warum kriegen wir keinen Saft? Früher gab es immer Saft.«

»Der Saft ist alle«, sagte ich. »Sei also einfach still und trink Milch.«

Big Bill sagte nicht viel in den ersten Wochen. Er glich einem verwundeten Elefanten. Man hatte den Eindruck, dass er am liebsten klein gewesen wäre, aber er war einfach viel

zu groß und schwerfällig in seinem Kummer. Er konnte ihn nur dadurch bekämpfen, dass er zunehmend größer und kräftiger wurde.

An sechs Tagen in der Woche wurden wir alle ins Fitnessstudio mitgeschleppt, wo Big Bill schweißtreibendes Training betrieb, bis man das Blut in seinen dicken Adern pulsieren sah. Die Zwillinge balgten sich wie Welpen und hoben Gewichte, spannten die Muskeln und posierten vor den Spiegelwänden, immer unter dem wachsamen Auge des einen oder anderen hünenhaften »Onkels« – wer immer zwischen den Trainingseinheiten gerade da war. Ich glich weniger einem ausgelassenen Welpen, sondern eher einer Stehlampe. Ich verdrückte mich in die Ecke, wo ich das Ende der langen Stunden abwartete und dankbar war, wenn ich Hausaufgaben hatte, mit denen ich mich beschäftigen konnte.

Am siebten Tag ruhte Big Bill sich aus. Und das war für alle der härteste Tag, denn Big Bills Kummer führte dazu, dass er geistesabwesend durchs ganze Haus wanderte und Sachen suchte, bis er vergaß, was er eigentlich gesucht hatte, er schaltete jeden Fernseher ein, ließ Toast verbrennen und staubsaugte an unmöglichen Stellen. Eines Abends dann veränderte er die Wohngeografie unserer Familie und hörte nicht mehr damit auf. Ich erwachte mitten in der Nacht und sah die Zwillinge in identischen Schlafanzügen mit Füßen im Flur stehen, Augen reibend und leicht verstört. Sämtliche Lichter brannten. Big Bill rumpelte im Zimmer der Zwillinge herum und zerrte etwas über den Teppichboden. Als ich hineinspähte, zerlegte er gerade das Etagenbett.

»Was machst du da?«

Er sah über die Schulter zu mir und grinste wie eine Wachsfigur. »Verändere alles ein bisschen, Tiger. Kannst du bei dem Bettpfosten da drüben mal mit anfassen?«

»Jetzt? Hat das nicht Zeit bis morgen?«

»Wozu warten?«

Vierzig Minuten später war Big Bill aus seinem Schlafzimmer in das der Zwillinge gezogen. Die Zwillinge zogen ins Büro gegenüber auf dem Flur. Gegen drei Uhr morgens waren alle untergebracht. Eine Woche später jedoch wechselte Big Bill wieder den Standort, diesmal ging es nach unten auf die Couch, wo er im Flackerlicht des Fernsehers schlief. Die Zwillinge ergriffen die Gelegenheit und zogen in ihr altes Zimmer zurück, wodurch das Büro frei wurde, das Big Bill bald wieder besetzte, obwohl er nach wie vor die meisten Nächte auf der Couch verbrachte. Als die Zwillinge wieder ihr ursprüngliches Zimmer bezogen, tauschten sie die Betten: Doug schlief in der oberen Koje, Ross in der unteren.

Ich dagegen blieb in dem Zimmer, in dem ich seit eh und je gewohnt hatte. Ich erinnere mich nur an ein einziges Mal, dass Big Bill mich dort besuchte, obwohl er natürlich häufiger kam – ganz bestimmt. Ich lag auf dem Rücken und beobachtete die Schatten des Zitronenbaums am Fußende von meinem Bett. Er kam herein und blieb, da er nicht wusste, was er mit seinem verwundeten Elefanten-Ich anstellen sollte, am Fußende stehen, sodass die Zitronenbaumschatten jetzt auf seinen Beinen spielten.

»Alles in Ordnung, Tiger?«

»Ja.«

»Das ist gut. Wirklich gut.« Sein Blick wanderte durchs Zimmer. Selbst sein Sehvermögen schien nicht mehr zu wissen, was es mit sich anfangen sollte. Er nahm ein Hot-Wheels-Auto von der Kommode, ließ es zwischen den Fingern kreiseln und stellte es wieder ab.

»Bist du sicher?«

»Ja.«

»Und du meinst nicht, dass du vielleicht mit jemandem reden möchtest?«

»Wir reden doch.«

»Ich meine, mit jemand anderem. Ich habe eine Freundin, eine Therapeutin. Sie ist nett. Vielleicht möchtest du mit ihr reden.«

»Nein, danke.«

Er sah aus, als wollte er sich setzen, könnte sich aber nicht entscheiden, wohin. Schließlich ging er in die Hocke. »Na ja, wenn du es dir irgendwann anders überlegst ...«

»Ja, okay.«

Als er so vor mir kauerte, wirkte er unruhiger denn je, als wollte er am liebsten wieder stehen.

»Ist bei dir alles in Ordnung, Dad?«

»Aber klar doch, Tiger. Mach dir mal keine Sorgen um mich. Ich kann schon auf mich aufpassen.« Und dann, ich schwöre, spannte mein Vater seinen rechten Bizeps an, als säße dort tatsächlich irgendwo die Kraft, mit der man Kummer aushält. »Mach du dir mal keine Sorgen um deinen alten Dad.«

Es gibt ein Familienfoto, das an Weihnachten aufgenommen wurde, etwa neun Monate nach dem Tod meiner Mutter. Big Bill schenkte uns allen die gleichen Trainingsanzüge aus Polyester, mit drei weißen Senkrechstreifen an Armen und Beinen. Er kaufte uns auch identische Tennisschuhe, ähnliche wie die von Adidas, nur mit vier Streifen. Auf dem Bild tragen wir alle unsere neuen Sachen. Big Bill zeigt einen Doppel-Bizeps von vorne, und an jedem Bizeps baumelt ein Zwilling. Er ist sonnenstudiogebraunt und grinst gekünstelt, sodass er leicht verschnupft aussieht. Die Zwillinge grinsen wie Schimpansen, wie sie da an Big Bills Armen schwingen, völlig unempänglich, wie es scheint, für jegliche Schiefelage in der Welt. Was mich angeht, so stehe ich an der Seite; zumindest glaube ich, dass ich es bin – ein trübseliger Zuschauer mit schlechter Haltung.

Ich will nicht sagen, dass Big Bill mich ablehnte, wirklich nicht, es könnte eher umgekehrt gewesen sein. Ich sage nur, dass wir nicht viel gemeinsam hatten. Er war eine Lammkeule, und ich war aus einem völlig anderen Stoff gemacht: Kartoffelbrei aus der Tüte. Die Zwillinge dagegen waren aus dem gleichen Fleisch geschnitzt wie Big Bill und blieben somit innerhalb seiner Einflussphäre. Doch während Doug und Ross mit Hanteln spielten und in Unterwäsche vor dem Spiegel posierten, lebte ich ganz in mir; das heißt, meine Welt war auf links gezogen. Meine sinnliche Wahrnehmung funktionierte zwar, aber nur von innen. Ich hatte das Gefühl, dass etwas fehlte. Das Gefühl, dass ich für immer vergeblich nach diesem Fehlenden suchen würde. Das Gefühl, dass ein für immer als Zeitmaß nicht mehr existierte. Das Gefühl, dass man nicht über mich wachte und mir nicht folgte. Und schließlich ein Gefühl, dass die Welt mich im Stich gelassen hatte – nicht aus Bosheit, sondern aus Versehen. Und so baute ich mir meine eigene Welt und bevölkerte sie mit Erinnerungen und nie Geschehenem, zum Beispiel dem Geruch des Bademantels meiner Mutter und dem Zwillingenbruder, den ich nicht hatte.

Außerdem passierte etwas Komisches mit meiner Stimme. Sie wurde kratzig und rissig an den Rändern, wie eine Gebetsfahne. Ich war eine brüllende Maus und wagte es nicht, den Mund aufzumachen, aus Angst, meine kratzige Stimme könnte die Welt zitternd in die Knie zwingen. Oder noch schlimmer: lachend in die Knie zwingen. Meine Lehrerin in der dritten Klasse fand meine Stimme so beunruhigend, dass sie Big Bill empfahl, meinen Hals untersuchen zu lassen, um festzustellen, ob da eine behandelbare Abnormität war: ein Hindernis, ein Lymphom, ein Loch in der Lunge. Vielleicht war ich ja besessen: vielleicht hatte ich den kleinwüchsigen Billy Barty verschluckt.

Und so kam es, dass ein dunkelhäutiger Mann mit einem unaussprechlichen Namen, der nach Alfalfa und warmem Apfelsidre roch, in meinen Schädelöffnungen herumstocherte und -piekste und sie mit Lichtern, Tupfern, Spiegeln und Zungenstäbchen vergewaltigte, während er die ganze Zeit von tollen Lastwagen und Traktoren so groß wie Dinosaurier plapperte – Belanglosigkeiten, die für einen Jungen geeignet waren, der halb so alt war wie ich.

Als die Tortur nach drei Tagen vorbei war – nachdem die Kulturen angelegt und die Röntgenbilder begutachtet waren –, rief uns der Arzt mit dem kupferfarbenen Teint zu sich ins Sprechzimmer und erklärte meinem Vater, er könne keine Abnormitäten finden.

»Der Junge ist einzigartig. Das ist ein Segen. Mit etwas Glück wird seine Stimme vielleicht eines Tages sein Markenzeichen.«

Big Bill wollte wissen, ob vielleicht Fleisch hilfreich wäre.

»Ich bin nicht sicher, ob ich Sie richtig verstehe.«

»Sagen Sie es ihm«, verlangte Big Bill. »Erklären Sie meinem Sohn, dem achtjährigen Vegetarier, dass Fleisch gut für ihn ist, dass man Fleisch essen muss, um zu wachsen. Oder warum, meinen Sie, werden Rinder so groß?«

Der Arzt erklärte, er sei kein Ernährungswissenschaftler, aber selbst Vegetarier und so etwas wie ein Wochenend-Hindu, und dass auch Rinder vegetarisch lebten, eine Tatsache, die Big Bill offenbar beeindruckte. Er klärte meinen Vater weiterhin über ein paar neuere Forschungsergebnisse auf, denen zufolge Fleisch einen sehr hohen Cholesteringehalt und gesättigte Fette enthielt, die womöglich das Risiko für Thrombosen und Herzkrankheiten erhöhten. Big Bill war aufgeschmissen. Wie konnte das sein, wenn doch das Herz aus Fleisch bestand?

Und so lächerlich es klingen mag, aber vielleicht lag Big

Bill mit seinen Ansichten über Fleisch sogar richtig. Nach dem Tod meiner Mutter trug ich fast eineinhalb Jahre lang die gleiche Schulhose, ohne dass die Beine zu kurz wurden. Auch mein Haar hörte zu wachsen auf. Falls meine Stimme sich wieder verändert hatte, merkte ich es nicht, denn ich hielt sie in meiner Brust fest unter Verschluss. Außerdem hätte ich sowieso nicht gewusst, was ich sagen sollte. Ich wollte nur in das zurückwachsen, was ich einmal war.

Die Entwicklung der Zwillinge vollzog sich ungehindert: Sie wuchsen wie prämierte Zucchini. Obwohl sie drei Jahre jünger waren als ich, hatten sie mich schon an meinem neunten Geburtstag überholt. Sie waren Riesen, einen ganzen Kopf größer als alle anderen im Kindergarten. Ihr Gehirn kam nicht mehr mit. Damit will ich nicht sagen, dass sie dumm waren, vielleicht nur unbekümmert. Sie fraßen sich durch das Buffet des Lebens, griffen sich Hähnchenschenkel und Händevoll Wackelpudding, redeten und lachten und schlossen Freundschaften, ohne sich zu bemühen.

Meinen neunten Geburtstag begingen wir mit einem Abendessen im Kreis der Familie im The Captain's Table, einem Restaurant mit schummrig beleuchtetem Buffet von homerischen Ausmaßen auf der anderen Straßenseite von Howard Johnson's. Trotz des nautischen Ambientes gab es im Captain's Table jede Menge Fleisch: unglaubliche Berge von Fleisch – mutierte Hähnchenkeulen, Würste so dick wie Bierdosen, Braten so groß wie Kamele.

Mit anzusehen, wie Big Bill sich im Partyhut aufführte und seine Hähnchenkeule hin und her schwang, als wäre sie ein Tischtennisschläger, war, auch wenn er es mir zuliebe tat, eine Demütigung für das Andenken meiner Mutter. So kam es, dass ich an meinem neunten Geburtstag mürrisch und misstrauisch war und alles tat, damit die Feier eine freudlose Angelegenheit blieb. Ich erinnere mich so an den Abend: nur

wir vier und der alte Trainingspartner meines Vaters, Onkel Cliff, ein paar Monate, bevor er mit seinem Auto von einer Straßenüberführung stürzte. Natürlich war er nicht mein richtiger Onkel, eher sogar ein Fremder. Laut Bill hatte er einmal den gewaltigsten Brustkorb der Welt. Aber irgendwas stimmte nicht mit ihm. Seine Wangen waren hohl. Er wirkte klein in seinem Kapuzen-Sweatshirt.

Cliff ging nicht ein einziges Mal zum Buffet. Wir saßen den Großteil meiner neunten Geburtstagsfeier allein am Tisch – er mit seiner leeren Kaffeetasse und ich mit meinen Wassermelonenschalen –, während Big Bill und die Zwillinge pausenlos zur Fleischtheke, Salattheke und Kartoffeltheke unterwegs waren, sofern sie zwischen den Gängen nicht gerade einen Abstecher zur Toilette machten.

Cliff redete nicht besonders viel, was mir ganz recht war. In der Hinsicht waren wir Gleichgesinnte. Manchmal nickte er weise, als wollte er sagen: Pfff. Geburtstagspartys. Kenne ich zur Genüge. Ich hasse Buffets. Der bunte Luftballonstrauß, der am Pfosten neben seinem Platz festgebunden war, tyrannisierte ihn ständig. Er schob die Ballons weg, aber sobald jemand durch den Gang kam, wehten sie wieder zu ihm, knallten ihm an den Kopf und klebten seitlich an seinem Gesicht.

»Scheiße«, sagte er irgendwann. Und ich bin ziemlich sicher, es war das Letzte und vielleicht das Einzige, was ich je von ihm hörte.

Unter den Geschenken, die ich zu meinem neunten Geburtstag bekam, war ein Hantelset, ein Vitaminzusatz von Joe Weider, eine obszön große vakuumverpackte Dauerwurst aus Wien, und von Onkel Cliff ein World-Gym-T-Shirt mit der Karikatur eines Gorillas, der die Weltkugel über dem Kopf hält, als wollte er gleich damit werfen.

Vorwiegend über Lulu

Mein Leben begann in dem Augenblick wieder, als ich Louisa Trudeau traf. Ohne Lulu hätte ich vielleicht nie mehr richtig existiert, vielleicht nie den Geruch eines Mullverbands gerochen oder das zarte Zwinkern einer Augenwimper auf meiner Wange gespürt.

Als ich an einem Februarnachmittag nach Hause kam, die Schultern krumm vom Gewicht meiner Büchertasche, sah ich sie in einem Schleier aus goldenem Sonnenlicht in der Frühstücksnische sitzen, als wäre sie für mich geliefert worden.

»Dein Dad ist mit meiner Mom in der Garage«, bemerkte sie. Vor ihr ausgebreitet lag eine Handvoll Bücher. »Ich bin Lulu. Aber sag nicht Louisa zu mir. Das sagt meine Grammy in Vermont immer, und ich kann es auf den Tod nicht aushalten. Wann hast du Geburtstag?«

Ich hatte Angst, meine Stimme loszulassen. Ich wollte sie nur ansehen. Sie sah aus wie Mr. Potato Head, dieses Kinderspielzeug, nur schöner. Nichts passte richtig. Aber irgendwie strahlte dieses Mädchen in den gelben Socken, mit der kleinen Nase, den großen Ohren und dem Zahnlücken-Lächeln eine Harmonie aus, eine Schönheit, die größer war als die Summe ihrer Teile.

»Na gut«, sagte sie. »Dein Dad hat's mir schon gesagt. Du

bist schüchtern. Er meint, dass du ungefähr zwölf Worte am Tag sagst. Stimmt das?»

Ich nickte.

»Das muss hart sein«, sagte sie. »Ich sage mindestens alle 30 Sekunden zwölf Worte. Vielleicht sogar noch mehr. Meine Mom sagt manchmal: Liebes, du musst nicht alles sagen, was dir durch den Kopf geht. Aber das tu ich auch gar nicht. Ich meine, alles sagen, was mir durch den Kopf geht. Nicht annähernd.«

Sie verstummte und wandte ihre Aufmerksamkeit dem Buch zu, das vor ihr lag. »Findest du Einhörner auch doof?«, fragte sie.

Ich zuckte die Schultern.

»Also, ich schon. Völlig sinnlos. Außerdem gibt es so unglaublich viele verschiedene Tiere, warum sollte man dann eins erfinden?«

Ich konnte ziemlich gut verstehen, warum man etwas erfinden wollte, sagte aber nichts.

»Mein Lieblingstier ist der Sanddünenkranich«, fuhr sie fort. »Kennst du Sanddünenkraniche?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Macht nichts, kann ja nicht jeder kennen. Eigentlich kennen sie die meisten nicht. Das sind sehr große Vögel mit sehr langen Hälsen. Sie vollführen schöne Tänze und singen sich schöne Lieder vor. Vielleicht werde ich später mal Ornithologin. Das ist ein Vogelbeobachter. Ich heirate nicht, bevor ich mindestens zweiunddreißig bin. Und vorher will ich mindestens dreimal um die Welt reisen.« Sie widmete sich wieder kurz ihrem Buch. »Wenn du jetzt sofort irgendwohin gehen könntest, wohin würdest du gehen?«

Mir fiel keine andere Antwort als »zurück« ein. Deshalb sagte ich nichts.

Sie sah mich freundlich an. »Es ist in Ordnung, wenn du

nicht redest. Mich stört das nicht. Eigentlich gefällt es mir sogar. Meine Mutter macht das beruflich. Sie ist Trauerbegleiterin. Die Leute kommen zu ihr ins Büro und erzählen ihr die schrecklichen Dinge, die ihnen zustoßen. Zum Beispiel, wenn ihre Frau stirbt oder ihre Tochter st—« Lulu brach ab, senkte den Blick und zog sich zum ersten Mal in ein sehr reales Schweigen zurück. »Tut mir leid«, sagte sie, ohne mich anzusehen. »Ich dachte nicht an ... Mir war entfallen, dass ...«

»Schon gut«, antwortete ich. »Wirklich, ich meine es ernst, ist schon gut.«

Als sie meine Stimme hörte, sah sie mir direkt in die Augen, und die Macht ihres Blicks ließ mich erstarren. »Es tut mir leid, was mit deiner Mutter passiert ist.«

»Schon gut.«

»Willst du dich nicht hinsetzen? Ich rechne dir dein astrologisches Horoskop aus.«

Ich legte meine Schultasche auf die Anrichte und setzte mich, mit leicht weichen Knien, ihr gegenüber. Ich starrte sie unverfroren an, während ihre wilden blauen Augen die Seiten überflogen und ihre flinken kleinen Finger die Astrologiebücher durchblättern. Noch nie war ich von einem Fremden so vollkommen und unerwartet entwaffnet worden.

Und schon bald redete ich. Ich redete wie nie zuvor. Ich befreite meine scheußliche Stimme ohne Angst, mich zu blamieren. Ich zeigte meine Eigenheiten ohne Angst, verurteilt zu werden. Ich erlaubte diesem Wunder von einem Mädchen, die Ränder meiner Verzweiflung zu kitzeln, indem sie schlicht dem Klang meiner Stimme lauschte, und dabei öffnete sich etwas in meiner Brust und kribbelte wie eine erfrorene, langsam wieder warm werdende Hand.

Je mehr sie erzählte und je länger ihre leise Stimme mich überflutete, umso mehr wollte ich hören.

»Früher wollte ich immer über einer Tankstelle wohnen«, gestand sie mir. »Inzwischen nicht mehr. Aber den Geruch von Benzin mag ich immer noch. Nur nicht an meinen Kleidern. Was willst du mal werden?«

»Darüber habe ich noch nie richtig nachgedacht.« Und das stimmte, jedenfalls bis zu diesem Nachmittag. Plötzlich wurde mir sonnenklar, dass ich den Rest meiner Tage mit ihr verbringen wollte.

»Wirklich? Du hast noch nie darüber nachgedacht?«

»Nicht richtig. Vielleicht will ich irgendwann mal was bauen.«

»Was denn so? Ein Haus?«

»Vielleicht. Oder vielleicht fahre ich einfach nur Auto.«

»Du meinst ein Taxi oder so?«

»Nein. Eher schon mein eigenes Auto.«

»Also Rennfahrer?«

»Vielleicht. Aber vielleicht nicht so schnell.«

»Hmm. Na ja, du bist Waage, genau wie ich, nur dass du auf der Schwelle zu einem neuen Zeichen stehst. Waagen geben gute Anwälte ab, aber ich möchte keine Anwältin werden. Angeblich sind wir auch optimistisch. Bist du optimistisch?«

»Eher nicht.«

»Es heißt, wir sind oft unentschlossen, aber ich bin nicht unentschlossen. Meine Mum sagt: Liebes, du musst nicht immer sofort wissen, was du willst, du kannst deine Meinung noch ändern, verstehst du? Aber ich ändere nicht gern meine Meinung. Bist du unentschlossen?«

»Ich bin mir nicht sicher.«

»Macht nichts. Meine Mom sagt: Lu, manchmal ist es besser, wenn wir keine Antwort haben, weil wir nämlich manchmal mit unserer Antwort falsch liegen. Aber für mich ergibt das keinen Sinn, denn wenn man die Antwort weiß, heißt das, dass man recht hat.«

»Vielleicht redet sie von falschen Antworten.«

»Falsche Antworten sind aber eigentlich keine Antworten.«

»Aber wenn man denkt, es ist die richtige Antwort, ist es das Gleiche«, sagte ich. »Mein Dad glaubt, die Welt besteht aus Fleisch.«

»Iii!«

»Aber ich nicht. Ich bin Vegetarier. Deswegen glaube ich natürlich nicht, dass die Welt aus Sellerie oder so besteht. Für mich ist sie einfach die Welt. Ich weiß nicht, woraus sie besteht. Wahrscheinlich aus ziemlich vielem.«

»Das sollten wir herausfinden«, sagte Lulu, ohne zu wissen, dass dies die schönste Aufforderung war, die ich je erhalten sollte, und dass mir allein die Geste so viel bedeutete, dass der tote Punkt in mir anfang, auf eine gute Weise zu schmerzen.

Im Laufe der folgenden Monate fuhren Lulu und ihre Mutter fast jedes Wochenende von San Francisco herunter und mieteten sich im selben Hotel bei Santa Monica ein Zimmer. Doch sie waren so gut wie nie dort. Sogar ihre Taschen landeten in unserem Haus in Pico. Lulu stationierte ihre Sachen bei mir, und ihre Mutter räumte sich eine Ecke im Büro auf der anderen Flurseite frei.

Lulus Mutter hieß Willow. Sie war eine unglaublich freundliche Frau mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen, und sie ging ständig auf mich zu, obwohl ich mich ziemlich verschlossen gab. Sie schien sich ehrlich mit mir beschäftigen zu wollen, was dazu führte, dass ich sie noch weniger respektierte. Sie brachte mir wohlüberlegte kleine Geschenke mit – Dauerlutscher und Segelflugzeuge –, die ich widerwillig annahm. Die Zwillinge akzeptierten ihre Geschenke ohne Vorbehalte, und dafür hasste ich sie.

Willow übte einen seltsamen Einfluss auf meinen Vater aus. Er rasierte sich nicht mehr, ließ sich die Haare wachsen und hörte immer häufiger Willie Nelson. Sie überredete ihn sogar, hin und wieder eine akustische Gitarre in die Hand zu nehmen, was er anscheinend seit meiner Geburt 1968 nicht mehr getan hatte. Auf seinem massiven Oberschenkel wirkte die Gitarre klein und albern, wie eine Ukulele. Er sang nicht, bewegte aber manchmal die Lippen und hielt den Blick immer leicht verwirrt auf das Griffbrett gerichtet, als wäre er nicht ganz sicher, aus welchem Winkel er sich dem Instrument nähern sollte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Big Bill überhaupt jemals Gitarre gespielt hatte, dass er jemals lange Haare gehabt oder an Lagerfeuern am Strand gesessen und Frauen angemacht hatte oder dass er seinen Wehrpass verbrannte und LSD schluckte. Andererseits gab es vieles, was ich nicht von Big Bill wusste.

Mit der Zeit unternahmen wir Wochenendausflüge wie eine richtige Familie. Und mal ehrlich, waren wir nicht die amerikanische Bilderbuchfamilie im Jahr 1978? Der verwitwete Bodybuilder und seine drei mutterlosen Söhne. Die berufstätige Frau und ihr Wunderkind. Wir zwängten uns alle in die mit hellrotem Teppich ausgelegten Katakomben des silbergestreiften Vans, der getönte Scheiben hatte und Schmutzfänger mit Yosemite Sam-Aufdruck. Wir fuhren zu den Teergruben im Hancock Park, zum Laguna Beach oder zur Knott's Berry Farm. Wir hatten Kühltaschen dabei, gefüllt mit Craigmont-Limonade und gewaltigen Tupperware-Bottichen mit Big Bills berühmtem Makkaroni-Salat, den selbst die Zwillinge ungenießbar fanden.

Ich bin nicht stolz auf meine Grausamkeit, wenn ich daran denke, wie die arme Willow sich ständig den Hals auf dem Beifahrersitz verrenkte, um mir verzweifelt eine kleine Vertraulichkeit oder ein Zeichen der Anerkennung zu entlo-